

Neues Bauen

Autor(en): **Schmidt, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-329681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rote Revue

Sozialistische Monatschrift

9. HEFT

MAI 1928

VII. JAHRG.

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Neues Bauen.

Von A. Schmidt, Zürich.

1. Industrialisierung des Wohnungsbaues.

Heute beginnt auch auf dem Bauplatz der Häuser eine neue Zeit. Holland baut um 50 Prozent, Deutschland um 30 Prozent billiger als die Schweiz. In Amerika kann man Einfamilien-Holz Häuser im Warenhaus kaufen. Diese Häuser können nicht dieselben sein, wie wir sie kennen. Sie sind auch anders, ebenso wie unsere Schuhe anders sind als diejenigen, die Hans Sachs angefertigt hat. Aber wer wollte heute noch angemessene Schuhe tragen, die selten paßten und immer irgendwo drückten? Jedenfalls ist es aber ein Unterschied, ob man für 20,000,000 Fr. nur 1000 Wohnungen bauen kann, oder ob man für dasselbe Geld bis an 2000 Wohnungen zu erstellen vermag! Und eine Reduktion der Miete bis auf die Hälfte würde selbst in Hinblick auf eine etwas kürzere Lebensdauer der Häuser von keinem Menschen abgelehnt werden.

Der alte Backstein hat eine doppelte Eigenschaft: er trägt das Gewicht seiner selbst, der Menschen, der Gegenstände und Waren und das Dach. Er isoliert gegen Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Schall und Einbruch, zudem vermag er den Druck von Luft und Erdbewegung auszuhalten. Er hat aber auch Nachteile: er ist zu schwer. 1 qm Ziegelmauer von 38 cm Stärke wiegt 700 kg, kostet zuviel Mühe und Transport. Der Backstein ist klein und daher unrationell und bringt mit dem Mörtel zuviel Wasser in Bau. (Bis 15 Volumprozent.) Aber die Tragfähigkeit einer 38 cm starken Ziegelmauer kann durch ein Walzeisengerüst ersetzt werden und erfordert nur eine Wandstärke von 8—9 cm. Das Gewicht kann auf ein Zehntel der Steinmauer reduziert werden. Kork- oder Zellenbetonplatten (spezifisches Gewicht: 0,25) haben bei etwa 3 cm, Tefkon- oder Heraklithplatten bei etwa 4 cm Stärke die gleiche Wärme-Isolierfähigkeit wie die 38 cm starke Ziegelmauer. Sehr interessant sind die neuen Isolierungen, die die Heizungskosten auf ein Minimum herabsetzen sollen. Man hat Baukörper aus Magerbeton, besonders aus Bimsbeton hergestellt, der poröser ist als Ziegel und daher noch weniger Kälte und

Wärme durchläßt. Neuerdings hat man einen Gasbeton fabriziert, indem man der Mischung gasentwickelnde Chemikalien beimengt, so daß der Beton schaumförmig erstarrt.

Das Frankfurter Montageverfahren, so schreibt Stadtrat Ernst May, ist konsequent auf fabrikmäßiger Erzeugung aller Konstruktionselemente zugeschnitten. Nicht Haustypen, sondern ein Bauprogramm ist hier genormt. Einheitsplatten in einer Normalgröße von 3 m Länge, 1,10 m Höhe und 20 cm Stärke werden aus Bimsbeton fabrikmäßig in geschlossenen Räumen hergestellt und mit Außenputz versehen. In gleicher Weise werden Decken und Wände hergestellt. Aus diesen Elementen wird dann auf der Baustelle in kürzester Frist das fertige Haus zusammengefügt (anderthalb Tage je Kleinhaus). Das Verfahren ist nach Fertigstellung einiger Versuchsbauten nunmehr bei 400 Wohnungen in Frankfurt a. M. angewendet worden und hat bereits in diesem ersten Stadium der Entwicklung wirtschaftliche Ergebnisse gezeitigt, die die Gewähr bieten, daß dieses System nach weiterer Durcharbeitung des Herstellungsverfahrens wirtschaftlich sich günstiger stellen wird als das bisherige Ziegelmauerwerk mit aus Schalungen hergestellten Massivdecken.

Die Normierungen haben in Deutschland und Amerika zu bedeutenden Verbilligungen geführt, so sind zum Beispiel für Fenster und Türen folgende Reduktionen erzielt worden:

	Einflügl. Fenster	Zweiflügl. Fenster	Zweiflügl. Doppelfenster	Türen
	Mark	Mark	Mark	Mark
Preis nicht genormt	7.50	19.00	35.50	40.—
Preis genormt	5.80	12.30	25.70	24.50
Ersparnis	1.70	6.70	9.80	15.40
In Prozenten	23	35	28	39

Diese Normierungen beziehen sich auf alle Bauteile; wie notwendig das war, zeigt ein Beispiel aus einer deutschen Herdfabrik. Dieselbe führt unter anderm eine Herdplatte mit drei Löchern in 91 Varianten. Also eine Gußplatte mit drei Kochlöchern muß, um ja jeden Kunden bedienen zu können, 91mal am Lager sein, obwohl die Abweichungen der einzelnen Nummern ganz geringfügig sind. Das bedeutet eine Verschwendung an Material, Arbeit, Lagerraum und Kapital, die ganz sinnlos ist.

Die Normierung und Industrialisierung des Häuserbauens verlegt die Arbeit immer mehr in die geschlossenen Räume der Fabriken und nimmt dem Bauen den Saisoncharakter. Auf dem Bauplatz dominiert die Maschine. Der Schaufelradbagger hebt, in kontinuierlichem Betrieb, schweren, auch gefrorenen Boden aus. Förderbänder verladen die Erde in Kraftwagen oder Feldbahnloren. Betonmischtrommeln, Hebezeuge, Gleitrinnen haben den Handbetrieb beim Betonbau so gut wie ausgeschaltet. Die Bauzeit rechnet bei großen Anlagen nicht mehr nach Monaten, sondern nach Tagen.

Am weitesten rationalisiert ist der Holzbau in Amerika, der in ungeheuren Massen von den Großwarenhäusern fabrikmäßig hergestellt,

mit allen Einrichtungsteilen fertig am Lager gehalten wird, in wenigen Tagen montiert ist und sich ein bis zwei Generationen vorzüglich hält. An der Spitze der industriellen Bauentwicklung steht das Stahlhaus. Diese Idee wurde zuerst von der britischen Stahlindustrie aufgegriffen. Die Häuserfabrik in Cordonald bei Glasgow produziert pro Woche 60 Häuser; die bezugsfertige Montage beträgt sechs Mann eine Woche.

In Deutschland sind drei Stahlbaukonstruktionen bekannt. Das System besteht in der Hauptsache aus einem eisernen Traggerüst, welches nach außen mit 3—4 Millimeter dicken Stahlplatten verkleidet wird; dann folgen 30—50 Millimeter Luftraum, 25 Millimeter Isolierplatten aus Torsoleum, nochmals 45—50 Millimeter Luftraum und zum inneren Abschluß eine Gips-schlackenwand von 50 Millimeter. Eine österreichische Firma nimmt die Isolierplatte nach außen, so daß die Stahlplatten nicht direkt der Kälte oder Wärmeeinwirkung ausgesetzt sind. Ein Quadratmeter einer solchen Außenwand entspricht in allem einer 38-Zentimeter-Ziegelmauer, hat aber nicht den zehnten Teil des Gewichts derselben.

Die Voraussetzungen einer rationellen Hausfabrikation sind:

1. Exakte Typisierung der kleinen und großen Teile, einschließlich der gesamten Installation.
2. Herstellung von großen Bauelementen in der Fabrik, die leicht transportierbar und einfach zu montieren sind.
3. Die Montage muß von der Witterung unabhängig sein, um eine fortlaufende Fabrikation und Bautätigkeit zu gewährleisten.

Die Ziele sind: Reduktion der Bau Summe und der Bauzinsen und demzufolge der Mietzinsen.

Als Nebennutzen: durchgehende, gleichmäßige Beschäftigung der Bauarbeiter.

Was von all dem Gesagten für die Schweiz in Betracht kommt, läßt sich nicht so ohne weiteres angeben. Das Wichtigste ist wohl, wenn sich Architekten fänden, die den Mut haben, drei bis vier Typenhäuser aufzustellen, eventuell unter weitgehender Subvention einer Stadt-gemeinde, die dann durch vernünftige Bewohner auszuprobieren wären und von den Unternehmern auf eine Massenherstellung durchgerechnet werden müßten. Wenn die Grundlagen, welche das Aus-land heute bietet, benutzt, die Klimaverhältnisse und die Wohngegewohnheiten in der Schweiz berück-sichtigt werden, so sollte die Wohnungsnot behoben sein und die hohen Mietzinsen ein Ende haben.

2. Siedlungsbauten.

Wenn von Siedlungen die Rede sein soll, so ist nicht der Wiederaufbau gothischer Bauerndörfer, nach den Idealen eines Ruskin, gemeint, mit denen man zugunsten des Handwerks die Industrie bekämpfen wollte. Aber es handelt sich auch nicht ausschließlich etwa um „Stiftungen für kinderreiche Familien“, um Massenquartiere für ärmere Volksschichten. Der Sinn für Wohngelegenheiten, die mit der Natur eng verknüpft sind,

und das ist der tiefere Inhalt des Begriffes *Siedlung*, war immer vorhanden. Die Mietsblöcke der Industriestädte konnten nur dem vom Land hereingekommenen Bauernsohn imponieren, der in der Höhe der Häuser und der Enge der Großstadt den Ausdruck der Zivilisation fand und von Hause aus gewohnt war, nach mühevoller Arbeit den Sonntag in der Stube oder im Wirtshause zu verbringen.

Die Villenvorstadt war die erste Großstadtflucht und die Großsiedlung ist ihre zweite Etappe. Der Villenbewohner, als strammer Individualist, lebt der Schönheit des einzelnen, und der Siedler als angehender Sozialist ahnt die Schönheit der Gleichförmigkeit. Das Ziel ist dasselbe: Der Villenbesitzer sagt: Zurück zur Natur, zur Veredlung des bäuerlichen Einzelwohnens. Wir sagen: Vorwärts zur Natur mit allen Mitteln der Technik und der Hygiene. Sind sodann die Kolonien mit dem Zentrum der Stadt durch gute und billige Verkehrsmittel verbunden, dann lebt man in bester Verbindung mit dem Kulturzentrum. Konzerte und Theater können oft leichter erreicht werden als von entlegenen Villenquartieren aus.

Will man billig, gesund, schön und in Verbindung mit der Natur wohnen, so wird man sich mit dem neuen Bauen, d. h. mit dem industriellen Bauen, vertraut machen müssen. Das wird aber nicht so schwer fallen, weil wir heute in einer häßlichen Gleichförmigkeit leben, ohne daß wir sie so richtig sehen. Die Mietskasernen sind unter dem Einfluß der Baupolizei auf ein einheitliches Maß gebracht. Der Zinsnußen bestimmt die innere Einteilung und den Komfort. Die ausnivellierten Lebensgewohnheiten der Bewohner vervollständigen diese unschöne Gleichförmigkeit privatkapitalistischer Ausbeutung. Die Abwechslung wird durch leere Baupläze zwischen hohen Feuermauern, veraltete Gewerbebetriebe und Wirtshäuser gebildet, und das häßliche Bild unserer Industriestädte ist fertig.

Moderne Siedlungen werden, wie die Großsiedlung Berlin-Britz, eine Einheit bilden, in der die 1000 Wohnungen durch breite Straßen, Alleen, Gärten, Anlagen und, was für Berlin eine Rarität ist, durch einen See auseinandergerückt sein. Ein fertiger Stadtteil von einer Zusammengehörigkeit und schöner Gleichheit, die man bisher nicht kannte. An Stelle des Unfertigen, Wanderhaften, Zerrissenen der Privatspekulation des Einzelunternehmers tritt das Stetige, das Geschlossene, der von der Kommune unterstützten Genossenschaften oder die Gemeinde selber. Der Individualismus wird abgelöst durch den Kollektivismus. Ein einzelnes Instrument vermag eine gute Musik hervorzubringen, aber nie den Zusammenklang einer Kapelle; die Schönheit des Gleichförmigen bedingt das Zurücktreten des Einzelhauses, wie die Schönheit eines Waldes, eines Sees oder einer Landschaft nicht durch das Hervorstechen eines Einzelelementes gestört werden darf. Die große Wirkung und der Rhythmus sind die Ausdrucksweisen unserer Zeit. Das Einfache, das Phrasenlose, Formklare und Materialwahre sind seine Aufbauelemente.

Im Zuge dieser neuen Richtung liegt aber nicht nur die Einfachheit des Äußeren, sondern auch der inneren Ansprüche. Aufgehäufter Reich-

tum, seien es auch Gipsfiguren und Wandkalender, wird widersinnig. Mehr Zimmer reinhalten zu müssen, als gebraucht werden, zum Beispiel die gute Stube, ist eine überflüssige Arbeitsbelastung, besonders dann, wenn die Frau mitverdienen muß. Winden müssen nicht da sein, um den Urväterhausrat aus falscher Sentimentalität mit durchs Leben zu schleppen. Lebensmittel zentnerweise im Keller aufzubewahren, wenn man sie jederzeit frisch kaufen kann, ist zwecklos.

Das moderne Haus mit seinen Apparaten, seinen Röhren und Abflüssen, mit Gas, Wasser und elektrischem Strom und seinen sonstigen Einrichtungen ist so wenig wie die Villa ein „Wasserhaus“ für Kind und Kindeskind, sondern eine Wohnmaschine. Eine Type mit bestimmten Funktionen. Das Haus ist nicht mehr ein persönliches, zufälliges Ereignis für eine Familie, das, wie ein Kleid, nur der einen Person paßt, sondern es ist ein Werkzeug, ein Gebrauchsgegenstand für jedermann. Es muß für den jeweiligen Bedarf, für eine kleine oder eine große Familie vorhanden sein; es muß technisch und hygienisch auf der Höhe der Zeit stehen. Deshalb hat es auch keinen Sinn, für ganze Geschlechter bauen zu wollen. Man findet Villen genug, die in ihrer veralteten Einrichtung (ohne Badezimmer, Küche nach Süden, Schlafzimmer nach Norden) hinter der Mietskaserne zurückstehen. Praktische Anordnung der Räume, knappste und phrasenloseste Lösung der Wohnbedürfnisse ist die Bedingung des modernen Hauses.

Alle Wohnhäuser der vormaschinellen Periode, seien sie aus dem letzten Jahrhundert oder aus dem Mittelalter, aus Konstantinopel oder aus England, weisen gemeinsame Züge auf: sparsame Beschränkung auf das Notwendigste, Ausnützung der konstruktiven Verfahren bis zur äußersten Grenze, Verwendung wirkungsstarker Mittel und des vorteilhaftesten Materials. Das alles gab den Stil, gab das Landschaftsbild.

Das Serienhaus kommt diesen Anforderungen entgegen. Die „Occident-Bauweise“, die 30 bis 40 Prozent billiger baut, ist nur möglich, wenn mindestens 20 Häuser hintereinander gebaut werden, denn die auf dem Bauplatz hergestellten Wandplatten aus Kieselbeton, Außenputz, Schlackenfüllung und Innenputz benötigen zehn Tage zum Hartwerden. In dieser Zeit ist der Hebekran um die Häuser herum gefahren und kann ein neues Stockwerk aufstellen. Ein solches Hebewerkzeug, das bis zu 40 Quadratmeter Wandfläche und 7,5 Tonnen Gewicht hebt, kann nicht im Dienste eines kleinen Unternehmers und Privatkapitalisten für einzelne Bauten stehen. Hier kommen nur große Organisationen oder die Gemeinden in Betracht. Es zeigt sich auch, daß bei der Finanzierung des Wohnungsbaues immer mehr die „öffentliche“ Hand einspringen muß. Die Stadt Amsterdam verfügt über eine Wohnungsstatistik von 1909, aus der hervorgeht, daß der Privatbau schon vor dem Kriege nicht mehr genügte und der Gemeindebau samt der öffentlichen Beihilfe immer notwendiger wurde.

Von den total 8402 Wohnungen im Jahre 1925 hat der reine Privatbau nicht die Hälfte erstellt. Amsterdam hatte im Jahre 1921 eine Unterbilanz von 20,758 Wohnungen. In Deutschland ist der private

Wohnungsbau noch mehr zurückgegangen und stellt sich gegenüber der Schweiz im Jahre 1924 in Prozenten wie folgt:

	Staat	Gemeinde	Genossenschaften	Private
Schweiz	1,8	23,2	23,6	51,4
Deutschland	4,3	25,2	57,8	12,7

Diese Zahlenbilder zeigen, daß die Bautätigkeit der Gemeinden und Genossenschaften gegenüber den privaten Unternehmern immer mehr in den Vordergrund tritt. Ein wichtiges Moment in der ganzen Frage bildet der Boden.

Wie sehr der Preis des Bodens über Flach- oder Hochbau entscheidet, dafür ein Beispiel: Ein Grundstück von 40 Meter Breite und 30 Meter Tiefe würde geeignet sein, etwa sechs Einfamilien-Reihenhäuser aufzunehmen. Wenn der Wert des Bodens mit 7 Prozent verzinst werden muß, so ergibt sich folgende Belastung je nach dem Preis des Quadratmeters Bodenfläche:

Bodenpreis je qm	Gesamtpreis des Geländes	Jahreszins der ganzen Fläche	Belastung für jedes der 6 Häuser
5 Fr.	6,000 Fr.	420 Fr.	70 Fr.
10 "	12,000 "	840 "	140 "
20 "	24,000 "	1680 "	280 "
40 "	48,000 "	3360 "	560 "

Daraus ist zu sehen, daß der Bodenpreis den Mietpreis stark beeinflusst. 5 Fr. pro Quadratmeter ist schon eine Belastung, die sich bemerkbar macht, und 10 Fr. ist für einfache Haushaltungen zu teuer. Dann beginnt der Hochbau. Wenn in guter Lage zwei Stockwerke übereinander gebaut werden müssen, dann mag es noch angehen. Mehr ist zuviel. Deshalb ist es wichtig, daß der Boden rechtzeitig gekauft wird, ehe er der Spekulation verfallen ist.

So münden die Bodenpolitik, die Finanzierung des Bauens, das offene Ueberbauen des Geländes, die Verbilligung der Miete durch rationelles Bauen und Verschönerung der Stadtquartiere durch großzügige Anlagen in die Frage des Siedlungsbaues ein. In Zürich wurden im Jahre 1926 an verschiedenen Plätzen der Stadt durch 27 Genossenschaften 956 Wohnungen erstellt mit einem Anlagewert von rund 20 Millionen Franken. Von Stadt und Kanton wurden an Subvention, Darlehen und Beteiligung am Genossenschaftskapital rund 7 Millionen geleistet. Bei aller Anerkennung der segensreichen Wirkung der Genossenschaften erhebt sich doch die Frage, ob man nicht mit der Zusammenfassung dieser Kräfte auf günstigem Terrain mit demselben Aufwand an Mitteln 1500 oder gar 2000 Wohnnugen hätte erstellen können. Die Mietzinse wären dann unter Umständen 25—50 Prozent niedriger.

Als Richtlinien aus dem Gesagten würde sich ergeben:

1. Von den Behörden wird man eine Bodenpolitik verlangen müssen, die weit ausschauend ist, für billiges Bauland sorgt und sowohl die Verkehrs- als auch die Eingemeindungsfragen einbezieht.
2. Bei der Finanzierung großer Anlagen sollte man die Wege suchen,

um die Sparmittel der Bevölkerung (Zürich 195 Millionen) ohne Vermittlung der Banken zu einem billigen Zinsfuß dienstbar zu machen.

3. Die Bestimmungen der Baupolizei sollten dem Sinn und nicht dem Buchstaben nach Anwendung finden.
4. Die Genossenschaften sollten sich in Verbindung mit Gemeinden zu größeren Verbänden zusammenschließen, um
5. rationeller zu bauen.

Das sind die Ziele des „Neuen Bauens“.

Großstadt-Architektur.

Wenn die Kunst, als Ausdrucksmittel der Gefühlswelt der Seele, mit ihrem Bilden und Schaffen tief in die Zukunft schaut, dann wirkt sie führend. Als ein Papst zu Michelangelo sagte: „Mache, was du willst,“ da war dem großen Gestalter der Weg in die Zukunft freigegeben und die Neuzeit aus dem Mittelalter geboren. Heute zwingt sich die Großstadt aus den Banden mittelalterlichen Festungsbaues, sprengt die engen Gassen, wächst und gestaltet sich neu.

Und das Neue ist nicht ein Zusammenspiel bürgerlich-individualistischen Einzel Lebens, der geruh samen Freude am Einzelschönen, sondern, und das ist das Wesentliche, der Gleichklang eines kollektiven oder sozialen Zusammenlebens. Wir ahnen das Wunder des Gleichförmigen. Ein Wunder wie das des Waldes, des Meeres, blühender Bäume oder Wiesen, den Zusammenklang der Massen. Wenn der kommende Sozialismus an den Versicherungen, Genossenschaften, Gewerkschaften, Gemeindebetrieben usw. nicht deutlich sichtbar wäre, wir würden ihn in dem gewaltigen Wollen dieser Neuerer im Städtebau erschauen.

In diesem Sinne muß man den 3. Band der Baubücher von L. Hilbersheimer in die Hand nehmen. Wie man früher den Plan zu einem Einzelhaus entwarf, so projektieren heute Le Corbusier, Bruno Taut, L. Hilbersheimer u. a. eine Stadt. Mögen auch nicht alle Blümenträume reifen, so beginnt man doch den Menschen als den wesentlichsten Faktor der Stadt zu sehen und ihn nicht mehr kapitalistisch als Kulturdünger zu werten. Man erkennt, daß das Zusammenleben und Hand-in-Hand-Arbeiten einen großen Körper bildet, dessen Millionenzellen gleichmäßig Luft und Sonne brauchen und dessen wirtschaftliche Funktion reibungslos wie ein gutes Uhrwerk laufen muß. So plant Corbusier eine Hochhaus-City mit Zentralbahnhof, zugleich Flughafen für Luftverkehr, mit nur 5 Prozent Ueberbauung, als Geschäftsviertel. Dabei ist mit einer Dichtigkeit von 1100 bis 1650 Angestellten pro Hektar gerechnet, während in den überbevölkerten Citys von Berlin 383, von London 422, von Paris 533 Personen pro Hektar gezählt werden. Am Fuße der Hochhäuser sind die Garagen und Wagenplätze vorgesehen, große Anlagen erlauben Spiel- und Sportplätze; in den englischen Parks befinden sich die Cafés, Restaurants und Luxusgeschäfte; ferner das Forum der Verwaltungsgebäude, Theater usw. Und das alles im Zen-

trum der Stadt. Abgetrennt davon sind die Docks, Güterbahnhöfe und Industriequartiere. Die anschließenden Wohnquartiere sind teils als geschlossene Blocks mit 48 Prozent Freifläche, teils als offene Blocks mit 85 Prozent Freifläche gedacht. Von diesem dicht konzentrierten Organ des Zentrums, durch einen Wald und Wiesengürtel abgetrennt, sind Fabrikzone und Gartenstädte gedacht. In den letztern (für zirka 2 Millionen Menschen) sind pro Wohnung 100 qm Wohnfläche, 50 qm Eigengarten, 150 qm Gemüse- und Obstgartenanteil und 150 qm Spiel- und Sportplätzeanteil vorgesehen.

Das ist eine wunderschöne Phantasie des Schweizer Le Corbusier, der allerdings in Paris arbeitet und dessen Pläne in Amerika oder Australien, wo man neue Städte aus dem Boden stampft, verwirklicht werden könnten, aber ohne solche großzügige Denkweise wird der alte Kontinent noch mehr in seinem Zustand verharren und von den anderen Erdteilen übersflügelt werden.

Weniger revolutionär ist Hilbersheimer, der für die City breitere Straßen fordert und die Wohnquartiere in schmalen Hochhäusern über die Geschäftsblocks projiziert. Da der Abstand gleich der Gebäudehöhe sein soll, so würde das umgekehrte Verhältnis von heute entstehen: Die jetzige Straßenbreite würde den Wohnblocks und die Zwischenräume den heutigen Lieberbauungen entsprechen.

Wenn auch diese großzügigen Projekte heute noch keine volle Bedeutung für die Schweiz haben, so kann doch mancher Nutzen, besonders was den Verkehr angeht, daraus gezogen werden, der einer späteren Generation zugute kommt.

Der für uns wichtigste Teil des Hefes betrifft den Wohnungsbau. Hier werden große, weitausschauende Planierungen und weitgreifende Enteignungen gefordert, um die dem Gemeinwohl so schädlichen Wirkungen der Boden- und Häuserspekulation auszuschalten. „Hätten sich diese Städtebauer und Spekulanten auch nur ein einziges Mal auf einen etwas höheren Standpunkt gestellt, hätten sie die Masse derer, die von ihnen in die Großsiedelungen eingeordnet werden sollten, einmal nicht als Konglomerat von tierischen Lebewesen, sondern als Träger von Geist und Seele aufgefaßt, hätten sie die Siedelungen, die sie schufen, auch nur ein einziges Mal als Zelle im Gesamtstaat, als einen organischen Teil in einem großen Organismus betrachten gelernt..., dann hätten sie gesehen, wie eng, wie beschränkt, wie ganz ohne Einsicht und Voraussicht ihre Handlungsweise war.“ (M. Mächler, „Soz. Monatshefte“.) Gemeinde und Staat standen den durch Freizügigkeit und Gewerbefreiheit in die Städte strömenden Menschenmassen verständnislos gegenüber. Sie erkannten die soziale Bedeutung des Wohnwesens nicht, unterlagen der Zeitanschauung, den Unternehmern möglichst freies Spiel zu lassen, die ihrerseits aus der Volksgesundheit Kapital münzten.

Durch eine falsche ästhetische Einstellung verdeckten die Prunkfassaden das Elend. Die Massen lehnten sich an die Wohnart des Bürgertums an, das seinerseits nach den Königsschlössern schaute. Im Gedanken des Reichseins, des Repräsentierens und Herrschens vergaßen diese

Industrieritter ihre historische Aufgabe. Wirtschaftlich fügen sie sich in das industrielle Getriebe der Gesellschaft, wurden willig ein Triebteil oder Triebteilchen der fabrikmäßigen Bedarfsdeckung der Menschheit, schlossen sich zu Aktiengesellschaften und Trusts zusammen, um durch die Weltwirtschaft einer riesigen sozialen Bedarfsdeckung der menschlichen Gesellschaft die Wege zu ebnen. Konsequenterweise hätte sich dieses Bürgertum sein persönliches Leben und Wohnen in demselben Stil schaffen müssen. So wie es sein fabrikmäßig hergestelltes Auto selbst fährt, so hätte es sich in seine Zeit stellen sollen. Die Villa, ein Mittelding zwischen Königsschloß und Bauernhaus, mit ihrem falschen Luxus und ihrem Verbrauch an Dienstboten war ein Rückwärtsschauen, ein Anklammern an die Lebensweise der Könige des 18. Jahrhunderts. Deshalb hat diese Zeit keinen eigenen Stil und lebt kümmerlich von der Imitation vergangener Zeiten. Der Spott eines Heine blieb wirkungslos, und die Tiefe eines Ibsen wurde nicht erfaßt, die neueren Dichter stehen in der kommenden Zeit.

Die breiten Volksmassen, wirtschaftlich zu schwach, um ein Eigendasein zu führen, schauten nach oben und ließen sich auch diesen falschen Weg führen. So spukt in den Köpfen der Hausfrauen die großbürgerliche Wohn- und Lebensidee. Ein Büfett hat nur dann einen Sinn, wenn es das Geschirr für 10 bis 20 Personen, die oft zu Gäste sind, aufnehmen kann. Aber für die Versorgung einiger Wäschestücke und für das Geschirr eines normalen Haushaltes ist das Haupt- und Brunkmöbel ein Unsinn und für den Umzug ein Ballast. Die Hauptbestrebung der Neuerer geht auch dahin, daß sowohl die Gründung eines Haushaltes sowie sein Unterhalt möglichst vereinfacht wird. Daß man also mehr mit dem Koffer als mit dem Möbelwagen umzieht. Warum sollen die Schränke nicht zum Haus gehören? Wir finden in Schlössern, Bauernhäusern und älteren Stadtwohnungen oft ganze Wände als Schränke ausgebildet. Auf der anderen Seite hat man Landesgegenden, wo Küchenschrank und Abtropfbrett dem Mieter gehören. In Nordwestdeutschland muß man sogar den Küchenherd mitbringen, und die Hausfrau ist stolz auf ihren eigenen Herd, dessen Goldeswert jedenfalls darin besteht, daß er die Umzugskosten erhöht. Der technische Fortschritt wird auch dazu beitragen, daß alte Gewohnheiten verschwinden und das Leben verschönert und erleichtert wird. Die Hauswirtschaft, die die Arbeitskraft der Frau durch ihre Verschiedenartigkeit zersplittert und ihr keine produktive Leistung zukommen läßt, ist volkswirtschaftlich viel zu wichtig, da sie den größten Teil des Verbrauches darstellt, als daß sie nicht mit der Gesamtwirtschaft in Einklang gebracht werden müßte.

Eine wichtige Frage ist das Wohnminimum. Die Wohnung sollte für 2 bis 3 Zimmer nicht unter 55 bis 70 qm Grundfläche aufweisen. Die unüberbaute Fläche sollte reichlich bemessen sein und Hinterhäuser ganz wegfallen. Wien hat in seiner großen Wohnungsnot die Grundfläche der Wohnungen auf 38 qm reduziert. Das ist für eine mehrköpfige Familie viel zu wenig Raum und kann nur als Uebergang betrachtet werden.

Diese wenigen Andeutungen zeigen, daß die neue Großstadtarchitektur der Vergangenheit diametral gegenübersteht. Die Bau„kunst“ war von den griechischen Tempeln übernommen und in der Barockzeit zu einer solchen rein äußerlichen Sache geworden, wie der Hermelinmantel der Könige. Das neue Bauen ist der Ausdruck von Sachlichkeit und Dekonomie, Material und Konstruktion treten klar in die Erscheinung, wirtschaftliche und soziale Momente sind bestimmend. Diese Reduktion auf das Wesentliche gibt die größte Energieentfaltung, äußerste Spannungsmöglichkeit und letzte Graktheit. Damit ist von selbst die künstlerische Form gefunden: die kristallene Klarheit. Dieses neue Lebensgefühl, das durch die neuen Bauprobleme so schön herausgeschält wird und das die Masse unbewußt bereits durchdringt, ist nicht mehr subjektiv-individueller, sondern objektiv-kollektiver Natur. Ihm gehört die Zukunft.

Das Werden und Wesen des Faschismus.

Von Ernst Reithaar.

I.

Der Faschismus ist ein Nachkriegskind. Sein Vater ist eine sehr schwankende Gestalt: Anarchist, „Sozialist“, Sozialpatriot, Kriegsheger, „Revolutionär“, Volkspainiger und Diktator; seine Mutter ein durch Kriegsleiden zerrüttetes Volk. Das Kind erbt die Eigenschaften seiner Eltern und war zunächst ein sehr un—ordentliches Wesen.

Es ist unmöglich, ein so zwiespältiges Wesen einigermaßen zu verstehen, ohne dessen Schöpfer genau zu kennen. Erst wenn man diesen erkannt hat, versteht man, weshalb der Faschismus die Eigenschaften des Chamäleons besitzt: sich der jeweiligen Unterlage anzupassen.

II.

1914, bei Kriegsausbruch, war Mussolini Direktor des „Avanti“, unseres einstigen mächtigen Parteiblattes. — Angelica Balabanoff war seine Mitarbeiterin und kannte diesen Menschen genau. Sie erzählt von ihm:

Mussolini hat nie eine selbständige Tat verrichtet, eine Verantwortung übernommen; er ist nie gegen den Strom geschwommen. Bevor er sich zu einer Äußerung entschloß, mußte er sich überzeugt haben, daß ihm andere Menschen folgen, andere die Verantwortung übernehmen. Seine Wahl zum Direktor des „Avanti“ (1912) nahm er nur unter der Bedingung an, daß die Balabanoff ebenfalls in die Redaktion eintrete, ohne sich jedoch mit ihr vorher hierüber verständigt zu haben. Er wollte sie durch den Beschluß des Parteivorstandes vor ein «fait accompli» (unwider-rufliche Tatsache) stellen. Das ist eine Spezialität Mussolinis, die wir in allen seinen Beschlüssen bis zur heutigen Stabilisierung der Lira antreffen. — Als Direktor schrieb er keinen Artikel, faßte keinen Beschluß, ohne